

Feuilleton

Begegnung nach 35 Jahren

„Freunde“, ein sehenswerter ARD-Film

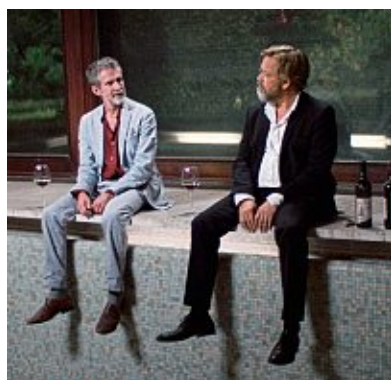
TORSTEN WAHL

Ein Mann mit grauem Vollbart (Justus von Dohnanyi) schlurft durch ein riesiges Anwesen, im Schlafzimmer löst er Tabletten in Whisky auf. Nach der Beerdigung seiner Frau will auch Patrick nicht weiterleben. Derweil verschafft sich ein Mann mit Dreitagebart (Ulrich Matthes) Zutritt zum Grundstück.

Er weiß, wie sich das Tor öffnen lässt und wo die Schlüssel liegen. Malte sucht seinen einstigen Jugendfreund auf, offenbar, um ihn an diesem schweren Tag aufzumuntern. Er hat die Kickerfigur „Jürgen Grabowski“ mitgebracht, der auf den Fußballplätzen brillierte, als sie 14, 15 waren. Als Patrick einen Löffel sucht, um seinen Giftcocktail umzurühren, trifft er auf Malte. Sie haben sich 35 Jahre nicht gesehen. Zwei Schauspieler, ein Schauplatz, 90 Minuten – und keine Sekunde Langeweile.

Neu erleben mit Anfang 60

Zunächst scheinen Justus von Dohnanyi und Ulrich Matthes, beide wie ihre Figuren Anfang 60, die klassischen gegensätzlichen Typen zu verkörpern. Patrick wirkt depressiv, träge, gesetzt, ist viel jünger, als er sich fühlt. Malte dagegen fühlt sich jünger als er ist, gibt sich aufgedreht, will Jugendrituale aufleben lassen. Doch das fein austarierte Drehbuch von David Ungureit verschiebt unmerklich, aber stetig die Gewichte und verbindet die beiden immer enger. Zwar gibt es Überraschungen und Wendungen, die aber nie künstlich wirken, sondern sich logisch entwickeln. Anja, Patricks früh an Krebs verstorbene Frau, war die Jugendliebe von Malte gewesen, hatte dann aber Patrick geheiratet. Der löst sich immer mehr aus seiner Starre, wird offensiver, während der weit gereiste, coole Malte sich immer mehr in Frage stellen muss.



Unter Männern: Malte Klingsor (Ulrich Matthes, l.) und Patrick Laubenstein (Justus von Dohnanyi) in „Freunde“.

Wie sich die beiden Männer zögerlich, oft ungenau annähern und abstoßen, das ist immer wieder rasant komisch. Die grauhaarigen Kerle versuchen, ihr altes Mofa zu starten, lassen Steine über den See springen, testen eine Spaghetti-Gewürzmischung aus den 80er-Jahren, angeln Rotweinflaschen aus dem verschlossenen Weinregal von Patricks Eltern. Das ist so anregend, dass man beim Zuschauen selbst einen Rotwein entkorken, vor allem aber die Fragen beantworten muss, die sich Patrick und Malte stellen: Kann es Freundschaft auch nach 35 Jahren Pause geben? Welche Dinge lassen sich mit 60 noch neu erleben?

In dem stimmigen ARD-Zweierstück passt mal alles zusammen: Zum Buch von David Ungureit, der zuletzt mit „Bist du glücklich?“ die großen Sinnfragen gestellt hatte, kommt die konzentrierte Inszenierung von Rick Ostermann, der mit Ulrich Matthes schon das ARD-Solostück „Fremder Feind“ gedreht hatte. Und natürlich zwei starke Schauspieler, die ein gutes Gespür für Nuancen und Zwischentöne haben und denen man gern noch länger beim Spielen zugesehen hätte.

Freunde 20.15 Uhr, ARD

Guter Künstler, schlechter Mensch?

Willi Sitte, der ehemalige Staatsmaler der DDR, hat seine Biografie ein wenig geschönt

INGEBORG RUTHE

Willi Sittes Malerei wurde zu DDR-Zeiten gelobt und abgelehnt, verstanden und verspottet. Und doch waren die Bilder Standardwerke des Realismus. Mit der Retrospektive im Kunstmuseum Moritzburg Halle zum 100. Geburtstag, in der Stadt, in der Sitte lebte, glüht der abgebbte Diskurs um den „Staatsmaler“ und die Kunst der DDR wieder auf. Das war zu erwarten, angesichts des Bilderberges, betitelt als „Sittes Welt“. Vor genau 50 Jahren hatte das Haus dem Maler die Schau zum 50. Geburtstag ausgerichtet. Damals raunte der Volksmund über die prallen Figuren: „Lieber von der sozialistischen Arbeit gezeichnet, als von Sitte gemalt.“

Jetzt füllen sie die Wände, diese kraftstrotzenden, sinnlichen Proleten, die Chemiearbeiter und Bergleute, all die zupackenden, nackt duschenden, sich orgiastisch liebenden ganzen Kerle und Wuchtruppen einer besseren Welt, die „die Sieger der Geschichte“ sein sollten. Und einmal mehr scheiden sich davor die Geister im deutschen Bilderstreit. Einmal mehr ist wieder vom „Staatskünstler“ die Rede, denn Sitte gehört zu den prominenten Malern der DDR, dem die Stadt Nürnberg 2001 die schon vorbereitete Retrospektive verweigerte, weil die Bilder ideologisch „kontaminiert“ seien.

Personifizierter Zwiespalt

Die Hallenser Ausstellung bietet erstmals seit der Wiedervereinigung einen umfassenden Überblick über Weg und Werk dieses exponiertesten Repräsentanten des offiziellen Kunstsystems DDR. Auf 1500 Quadratmetern ist ausgebreitet, was der ostdeutsche Kurator Paul Kaiser und der westdeutsche Kunsthistoriker Eckhard Gillen dem Publikum zur Ansicht und zur Bewertung stellen: Sitte als personifizierter Zwiespalt, eigenwilliger Figurenmaler, begnadeter Zeichner – und ein von den zur D-Mark strebenden Proleten enttäuscht-wütender Kommunist.

Die Hängung belegt den Weg des Malers, die Brüche: Deutlich sehen wir in frühen Bildern Einflüsse von Picasso. Frauenbilder gleichen den Gertrude-Stein-Motiven des Spaniers. Der mythologische „Raub der Sabinerinnen“ hat kubistische, auch surreale Anklänge, andere Motive fast religiöse, so die Ecce-



Willi Sitte: „Selbstbildnis“, 1980 LEIHGABE AUS PRIVATBESITZ/ VOLKER NAUMANN/VG BILD-KUNST, BONN 2021



Willi Sitte: „Meine Eltern von der LPG“, 1962 BPK/NATIONALGALERIE, SMB/VG BILDKUNST BONN 2021

Homo-haften „Lidice“-Studien, 1956, und das Bild „Meine Eltern“ ist an Dix' Verismus orientiert.

„Leuna II“ aus der Nationalgalerie zählt unbestritten zum Wichtigsten, was deutsche Nachkriegsmalerei hervorgebracht hat. Aber die fast abstrakte Mal-Collage „Rufer I“ gibt es nicht mehr. Collage galt im Stalinismus als „formalistisch“. Sitte

übermalte das Selbstbild 1964 mit der neuen – proletarischen – Fassung. Das war auch Arbeit am Ich, denn er wollte den Vorwurf ausräumen, seine Menschenbilder schauten nicht optimistisch genug in die sozialistische Zukunft. Die allmächtige Partei zeigte ihre Instrumente, als er verzweifelt versuchte, sich das Leben zu nehmen. Er unterwarf

sich, übte öffentlich im Neuen Deutschland „Selbstkritik“.

Wohl zu diesem Zeitpunkt wertete er seine Biografie als Deserteur der Wehrmacht in Italien auf, stilisierte den „Partisanenkampf“ bei den Garibaldi-Truppen, wo er in Wahrheit nur zwei Wochen war, vor der Kapitulation der Deutschen in Italien. Hier drängt sich einem eine seltsame Parallellität auf. Auch Joseph Beuys, die große Figur der westdeutschen Nachkriegskunst, hat seine Biografie aufgebauscht mit dem wirkmächtigen Mythos der Krimtataren als Lebensretter, den fortan als Reliquien eingesetzten Naturstoffen Filz, Fett, Honig.

Biermann wurde ihm zum Feind

Willi Sitte agierte prosaischer, brach mit allen „westlichen“ Stilismen, widmete sich fortan den sozialistischen Programmbildern – und seiner Karriere. Der von der SED-Kunstpolitik akzeptierte stilistische Bezug zu den Körperperformen Rubens' und der expressiv-fleischlichen Farbästhetik eines Corinth wurde sein Markenzeichen. In Sittes Kunstbegriff spielte die barocke Neigung zum nackten Fleisch in seiner unter Honecker exponierten Funktion eine so ästhetische wie ideologische Rolle. Revolutionäre Kraft kannte bei Sitte keine Tabus, auch nicht das Sexuelle. Aber der Prager Frühling war für ihn Konterrevolution. Und sein einstiger Freund Wolf Biermann wurde ihm zum Feind. Mancher Künstler, der das Land im Zorn verließ, weil er nicht eingeeignet arbeiten wollte, gab dem linientreuen Künstlerverbands-Chef einen Teil der Schuld.

In Halle sehen wir den ganzen Sitte. Die Bilder, die Dokumente, das Buch zur Ausstellung antworten auf die Frage des Jahrzehnts: Können wir Werk und Künstler noch trennen? Gerade forscht und gräbt der Kulturbetrieb nach dem Paradoxen, dem Geheimen, dem Bösen in Leben und Kunst mächtiger Berühmtheiten. Wahrscheinlich aber ist die Suche nach einem guten Menschen hinter einem großen Werk ein Holzweg. Marx behauptete, der Mensch sei das Produkt seiner gesellschaftlichen Verhältnisse. Max Liebermann sagte: Jeder Künstler ist ein Kind seiner Zeit.

Kunstmuseum Moritzburg, Halle (Saale), Friedemann-Bach-Platz 5, bis 9. Januar 2022, Do-Di 10-18 Uhr.

Das Buch zur Ausstellung: „Willi Sitte. Maler und Funktionär. Eine biografische Recherche“ (Thomas Bauer-Friedrich/Paul Kaiser) im Museum 27 Euro

Singen lüftet die Seele

Zum Tod der Sopranistin Edita Gruberová

PETER UEHLING

Die Oper des Belcanto, die Werke Rossinis, Donizettis und Bellinis vor allem verlangen eine Art von Sänger-Darsteller, die heute, da auf Bühnen in allen Haltungen und in Bewegung gesungen werden soll, nicht mehr oft angetroffen wird. Mit Edita Gruberová ist am Montag in Zürich eine der letzten Vertreterinnen dieses Genres gestorben, berührt und beliebt auch bei jenen, die mit Belcanto eher fremdeln.

Im Dezember 1946 in Bratislava geboren, wuchs Edita Gruberová in einfache Verhältnisse hinein. „Ich habe mich immer in den Gesang gerettet. Auch meine Mutter hat gerne gesungen, von ihr habe ich die Stimme bekommen“, sagte Gruberová einmal dem Bayerischen Rundfunk. Und in einer Biografie schrieb sie: „Wir haben durch unser Singen unsere Seelen gelüftet.“

Flucht nach dem Prager Frühling

Über einen Schulchor gelangte sie zum Rundfunkchor und studierte in Bratislava am Konservatorium. Doch trotz der Erfolge hatte sie es schwer, sich in der damaligen Tschechoslowakei durchzusetzen. Ihr Vater galt als Antikommunist, und ihre Heimat wurde ihr künstlerisch zu eng. Nach dem Ende des Prager Frühlings floh sie deshalb 1969 mit ihrer Mutter und konnte nach schwierigen ersten Anläufen an der Wiener Staatsoper endlich ihren Durchbruch zum Weltstar feiern.

Als Paraderolle galt zunächst ihre Königin der Nacht, über die sie auch mit Herbert von Karajan zusammentraf. Alles, was Geläufigkeit und Höhe erforderte, war bei ihr hervorragend aufgehoben: Die Zerbinetta aus „Ariadne auf Naxos“, die Konstanze aus Mozarts „Entführung“ und natürlich Belcanto-Rollen wie die Titelpartien aus „Lucia di Lammermoor“ oder „Norma“.



Die Sopranistin Edita Gruberová (1946–2021)

Weltweit sang sie diese Partien, in Covent Garden, an der Mailänder Scala, in Wien und an den größten deutschen Häusern, oft auch an der Deutschen Oper Berlin. In ihrer langen Karriere arbeitete sie mit mehreren Generationen Dirigenten zusammen, von Karl Böhm bis Giuseppe Sinopoli, aber auch mit einem Aufführungspraktiker wie Nikolaus Harnoncourt. Am Belcanto interessierte sie die künstlerischen Freiheiten, die sie bei späteren Komponisten wie Verdi oder Strauss vermisste, sie interessierte der Ausdrucksreichtum der Koloratur, die damals oft den Sängern auf den Leib geschrieben oder von ihnen an die eigene Stimme angepasst wurden: Es war ein höchst persönlicher Ausdruck.

Bei der Gruberová wurde er stets von einem ungewöhnlich warmen und weichen Tonansatz getragen. Dank technischer Solidität konnte sie noch vor zwei Jahren, als 73-Jährige, eine Opernpremiere in München mit gewaltigem Erfolg singen. Mit ihr hat eine der letzten Sängerinnen, die den Ausdruck vor allem mit stimmlichen Mitteln suchte, die Bühne für immer verlassen.

Provokation in der Wüste

Nackte Öko-Aktivistinnen gemahnen in Israel an die Zerstörung des Toten Meeres

INGEBORG RUTHE

Diese Ansammlung von mit Schlemmkreide und Salz beschmierten Nackteis weiblicher wie männlicher Genesis zwischen Steinen und mit Blick auf die Wüste ist nicht etwa eine Inszenierung des Märchens von Hans Christian Andersens „Des Kaisers neue Kleider“. Es ist vielmehr eine ganz und gar nicht märchenhaft gemeinte Demonstration, sozusagen eine Mahn-Performance von Öko-Aktivistinnen.

In der Wüste Negev nahe dem Toten Meer, 25 Kilometer entfernt vom israelischen Arad, hat der US-amerikanische Fotokünstler Spencer Tunick 200 Leute versammelt, die für ein ausgesprochen salziges ökologisches Problem nackt posieren. In der jüdischen wie der arabischen Kultur ist das freilich ein Sakrileg, es gilt als unzüchtig, als Gotteslästerung, und wirkt als gehörige Provokation. Zudem erinnert die Performance aus Alte Testament: Die Nudes sind, wie im Kapitel über Lots Frau, weiß angemalt. Jene war laut Überlieferung



Die Ökologie-Nackttaktion in der Negev-Wüste, choreografiert von Spencer Tunick

am Toten Meer zur Salzsäule erstarrt, weil sie sich trotz des göttlichen Verbots auf der Flucht aus Sodom umdrehte, zurück auf die zerstörte Stadt der Sünder blickte. Die Aktion jedoch will mit dieser geballten Nacktheit auf die Verletzlichkeit des unwiederbringlichen Öko-Systems verweisen, das gerade auch vom Tourismus und der einträgli-

chen Sanatoriums-Industrie intensiv genutzt und strapaziert wird.

Das salzhaltigste Meer der Welt ist ein weitgehend abflussloser See, der 428 Meter unter dem Meeresspiegel liegt, er wird vom (heiligen) Jordan-Fluss gespeist. Das Tote Meer trocknet aus, von Natur wegen, aber auch, seit vor 60 Jahren die Anrainer begannen, das Wasser des

Jordans und die umliegenden Grundwasservorkommen, auch die Seitenflüsse, die nur periodisch Wasser führen, immer intensiver zu nutzen, gerade für den immer mehr boomenden Siedlungsbau sowie für Plantagen.

Neuerdings sinkt der Meeresspiegel gravierend, auch die Süßwasserressourcen im Einzugsgebiet nehmen dramatisch ab. Das Tote Meer droht zur Salzwüste zu werden. Der amerikanische Fotograf zieht so auch die Parallele zur Salzwüste in seiner Heimat. Im US-Bundesstaat Utah, nahe dem noch Wasser führenden Salt Lake, kamen den indigenen Bewohnern schon vor langer Zeit die Wasser-Ressourcen abhandeln. Nun verweist Tunick auf die stetige Zerstörung des Toten Meeres im Grenzgebiet zwischen Israel und Jordanien. Er sieht die Situation dort ungleich dramatischer als in Utah. Denn der Wasserspiegel an den fragten Stränden von Eilat, Kalia Beach oder Ein Gedi Beach sinkt derzeit rasant, jährlich um mehr als einen Meter.

DPA